

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Friede im südwestdeutschen Baugewerbe.

Aus Südwestdeutschland schreibt man uns: Im Baugewerbe Südwestdeutschlands war nun nach wochenlangem Streit wieder der Friede eingeleitet. Als der mitteldeutsche Arbeitgeberverband am 20. Juni die Aussperrung der Bauarbeiter beschloß und am 18. Juli dieser Beschluß zur Ausführung kam, war man der Meinung, daß damit ein langwieriger Krieg zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern seinen Anfang genommen habe. Für Enddeutschland, wo ja im allgemeinen das Verhältnis der Arbeitnehmer zu den Arbeitgebern ein befriedigendes ist, und wo man Mißverständnissen nur dem Namen nach kennt, war eine Aussperrung von diesem Umfang ein Novum. Die Ursache der allgemeinen Aussperrung waren Streiks in Mainz, Darmstadt und Pfaffenburg. Nachdem am 20. Juni die Aussperrung beschlossen war, stellten die Arbeitgeber im Baugewerbe eine Woche später den Centralvorständen der Maurer und Zimmerer die Lohn- und Arbeitsbedingungen der Städte Darmstadt, Mainz, Höchst, Friedberg, Wiesbaden, Frankfurt, Offenbach, Hanau und Pfaffenburg zu. Als ortsüblicher Stundenlohn wurden 50 Pfennig festgesetzt. Diese Bedingungen sollten auf drei Jahre festgelegt werden.

Die Arbeitnehmer glaubten auf diese Bedingungen nicht eingehen zu können, schrien sie ab, und die Aussperrung begann. Auch die christlichen Gewerkschaften schlossen sich den Arbeitern anderer Verbände an. Die Lohnfrage wurde zu einer Machtkfrage zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, und der Streit schien in ein Stadium zu kommen, in dem jeglicher Ausgleich der Differenzen ausgeschlossen ist. Die Maurer verlangten 52 Pfennig Stundenlohn bis 1. April 1905, und dann 55 Pfennig. Beinahe 6000 Arbeiter dürften von der Aussperrung betroffen gewesen sein. Im ganzen schien die Aussperrung die Bauarbeiter nicht sehr zu drücken. Ihre Organisation arbeitete vorzüglich, und viele Arbeiter, ledige wie verheiratete, konnten man bequem abschicken. Die Nachschicht im Baugewerbe begünstigte diese Abschickungspolitik. So gestaltete sich der Streit für die Arbeitgeber nicht günstig.

Nachdem die Aussperrung etwa 14 Tage gedauert, verzichtete die heftigste Regierung, zu vermitteln, und die Arbeitgeber machten selbst den Vorschlag, wegen eines Ausgleichs der beiderseits gestellten Forderungen zu verhandeln. So geschah es denn auch. Vertreter der beiden Parteien hielten Konferenzen ab, die zuerst wenig Erfolg versprachen, aber zuletzt doch, nachdem man haben wie drüben entgegengekommen war, zu einem friedlichen Ausgleich führten. Für Frankfurt sollen bis 1. März 1905 50 Pfennig, bis 1. März 1906 52 Pfennig und bis 31. März 1908 54 Pfennig gezahlt werden. Die Arbeit soll in Frankfurt am 15. dieses Monats und in den anderen Städten an einem noch zu bestimmenden Tage wieder aufgenommen werden. Die Arbeitsbedingungen für die Hilfsarbeiter sollen demnach ebenfalls in friedlicher Weise geregelt werden. Daß man den Vertrag für mehrere Jahre festlegte, ist für beide Parteien ein Vorteil, weil dadurch auf längere Zeit der Friede gesichert ist. Arbeitsverträge dieser Art werden sich wahrscheinlich immer mehr emblemen, was auch begründet werden muß, da auf diese Weise die Interessen beider Teile die beste Ausgleichung erfahren. Einseitige Arbeitsbedingungen tragen immer den Keim zu neuen Streiks und Ausperrungen in sich. Bemerkenswert ist auch, daß in diesem Lokustreit die öffentliche Meinung sich gleich auf die Seite der Arbeitnehmer

stellte, was vielleicht mit dazu beitrug, die Ausgleichsverhandlungen zu beschleunigen, und daß die Arbeiter durch Disziplin und ihre Führer durch Mäßigung sich auszeichneten. Daß die Arbeitgeber, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß eine Wiederaufnahme der Arbeit solange ausgeschlossen ist, bis ein ausgleichender Vertrag geschlossen war, selbst die Initiative ergriffen, um wieder friedliche Zustände zu schaffen, verdient ebenfalls Anerkennung. Solcher Einigkeit begegnet man leider nicht überall. Weniger Einigkeit herrscht zum Beispiel die sozialdemokratische Presse. Als die ersten Friedensnachrichten auftauchten, sah die Frankfurter Volksstimme" ihre Aufgabe darin, diese Nachrichten zu bezweifeln und von "Mache" zu subulieren, die nur den Zweck habe, die Arbeiter zu verwirren. Aber das Friedenswort schritt dessen ungeachtet fort; die Arbeitervertreter und die Arbeiter waren vernünftiger als die Presse, die vorgibt, die Interessen der Arbeiter berufsmäßig wahrzunehmen. Die "Scharfmacher" beider Teile erlitten ein Fiasko. Neben der Lohnfrage wurden natürlich auch noch einige andere Fragen gelöst, teils im Sinne der Arbeitgeber, teils im Sinne der Arbeiter. Die Agitation auf der Arbeitsstelle zum Beispiel ist unterlag, und nur dort beschäftigte Arbeiter haben Zutritt. Das Hauptverdienst, den Frieden herbeizuführen zu haben, gebührt dem Baunternehmer Kähler in Frankfurt und dem Reichstagsabgeordneten Dörmelburg. Öffentlich gelang es auch in Wiesbaden, das bis jetzt noch eine Ausnahmestellung einnimmt, einen friedlichen Ausgleich zu schaffen.

Ein neues Gefecht in Südafrika!

Unsere Vermutung, in Südafrika seien weitere Gefechte sofort zu erwarten, hat sich bestätigt. General v. Trotha berichtet unterm 15. August über ein weiteres erfolgreiches Gefecht der Abteilung Stoff mit Hereros-Banden. Leider enthält seine Depesche alle die Nachrichten, daß es den Hereros gelungen ist, nach Osten durchzubrechen. Antlitz wird mitgeteilt:

General v. Trotha meldet aus Hamarari: Der Feind ist nach einem Gefecht am 11. in voller Panikartiger Flucht unter Zurücklassung von sehr vielem Vieh, Habselegiten und zahlreichen Leichen hauptsächlich in östlicher Richtung zurückgegangen. Ich verfolgte starke feindliche Kräfte mit den vereinigten Abteilungen Deimling und Mühlentfels mit Gewohnnach bis in die Gegend von Dimatjona, wo gänzlicher Mangel an Weide und Wasser und Trennung des Feindes die Einflucht der Besessenen herbeiführte. Zahlreiches Vieh ist erbeutet. V. Schoff verfolgte von Norden anlaufend, und schlug heute, am 15. Hereros-Banden, die am Omuramba abwärts zogen. Der Feind hatte große Verluste. Diesseits tot: fünf Mann. Verwundet: Oberleutnant Bischof, Leutnant v. Meten und fünf Mann.

Zuschriften aus unserem Referat erfuchen uns, die schon früher von uns erhobene Forderung zu wiederholen, daß in den Gefechtsberichten aus Südafrika nicht nur die Namen der gefallenen und verwundeten Offiziere, sondern zugleich auch die Namen der gefallenen und verwundeten Mannschaften veröffentlicht werden. Es wird in den Zuschriften mit Recht betont, daß die Angehörigen der Mannschaften genau daselbe Anrecht darauf haben, über das Schicksal ihrer Söhne und Brüder sofort unterrichtet zu werden, wie die Angehörigen der Offiziere. Ein einfacher Soldat, der da gegen die Hereros fällt, ist nicht schlechter als der Offizier, an dessen Seite er fiel. Und wenn etwa, wie behauptet wird, die offizielle Berichterstattung die Namen der gefallenen oder verwundeten Offiziere

vor allem deshalb vor den Namen der Mannschaften veröffentlicht, weil die früheren Regimentskameraden des betreffenden Offiziers ein besonderes Interesse an seinem Schicksal haben, so ist dieser immerhin diskutabile Grund doch nicht gewichtig genug, um die unterschiedliche Behandlung der Mannschaften und Offiziere zu rechtfertigen. Im Folgenden beginnt sich die Anschauung Eingang zu verschaffen, als deutete die gegenwärtige Methode der Berichterstattung an, daß man in militärischen Kreisen den Offizier im Gegensatz zu den Mannschaften als ein höheres Wesen anseht und seinem Tode fürs Vaterland höheren Wert beilegt als dem Lebensopfer des gemeinen Soldaten. Es bedarf keines besonderen Hinweis, wohn eine solche Anschauung gerade in unserer Zeit fälschlich kam, wo der gemeine Soldat durch die veränderte Gesellschaftsweise zu erheblich größerer persönlicher Initiative und Selbständigkeit genötigt ist. Wir wollen hoffen, daß man fortan, wenn die Meinung der gefallenen und verwundeten Leutnants in den Gefechtsberichten beibehalten werden sollen, auch die Namen mindestens der gefallenen oder schwerverwundeten Soldaten gleich beifügt. Keutwein hat, so lauslich er in seinen Telegrammen sonst war, die Namen sämtlicher Verwundeten, sogar unter Mitteilung der Art der Verwundung, scharfgeigt herübergeleitet. Das sollte Trotha wohl ebenso gut können.

Die Monarchenbegegnung in Marienbad.

(Von unserem Korrespondenten.)

König Edward von England weiß heuer wieder in Marienbad, wo er die zunehmende leibliche Fülle schon öfter glänzend bekämpfte. Nach seiner vorjährigen Kur kam er nach Wien zum Besuch des Kaisers Franz Joseph. Es war sein Antrittsbesuch in der neuen kaiserlichen Würde und Würde. Im übrigen war er kein Fremder in der österreichischen Kaiserstadt, wo er als Prinz von Wales oft erschienen war und durch seine frohe Lebenslust bei der gleichgesinnten Wiener Bevölkerung sich mannieliche Sympathien zu erwerben wußte. Er wurde auch als König sehr freundlich begrüßt. Der Empfang war so warm, daß er ihn bezeichnen konnte die Teilnahme für die heldenmütigen Huren, die sich in Oesterreich wie in anderen Ländern selbst kundgaben, hätte nichts an den persönlichen Gefühlen für den Lecker der englischen Krone geändert. Doch der Gegenbesuch des Kaisers Franz Josef in London unterblieb. Die letzte ritten unterm 74 jährigen Monarchen von der langen, anstrengenden Reise ab. König Edward würdigte die Gründe, die der Kiese hinterlich entgegenstanden, und erklärte aus eigenem Antriebe, eine Begrüßung des Kaisers von Oesterreich während seines nächsten Kur-aufenthaltes in Marienbad gern als vollgültigen Gegenbesuch ansehen zu wollen. Das ist die Vorgeschichte der heutigen Begegnung der beiden Monarchen in dem böhmischen Bade. Der inzwischen erfolgte Besuch des Prinzen von Wales in Wien und der Besuch des Erzherzogs Friedrich in London bezeugen des Näheren, daß der Zwischenfall keine Störung in die beiderseitigen freundschaftlichen Gesühle der Höhe gebracht hatte.

Mit Recht soll dieser Besuch in Marienbad nichts zu tun haben, was ausschließlich durch das Fernbleiben des Grafen Goltzowski, unseers Ministers des Auswärtigen, von der Entree am Kreuzbrunnen markiert wird. König Edward hat indessen durch sein liebenswürdiges persönliches Auftreten seit Hebernahme der Regierung so viel dazu beigetragen, seinem Lande Freunde zu schaffen und an Stelle der bekannten Isolierung des Inselreiches in politischer Hinsicht wichtige Annäherungen Englands mit

Fulda — das deutsche Rom.

Von Hans Mützel. (Nachdruck verboten.)

Fulda, das alte Hochsitz des Benediktinerordens zwischen Meißner und Grabfeldgau, ist noch heutigen Tages eine Dornburg der römischen Kirche nicht nur im Lande "Bucunia" — wie zu Bonifacius' Zeit das Buchenland zwischen Main und Werra — von der Rhön bis zum Vogelsberg hieß — sondern in ganzen germanischen Deutschland. Der zum Zeugnis ist gerade in diesen Tagen dort wieder die Konferenz der deutschen Bischöfe zusammengetreten. Wir Norddeutschen können uns kirchliche Macht und Geisteshererschaft kaum anders ausgedrückt denken als in den heimischen Formen der Gotik, wir pflegen diese als Kirchenbaukunst und kommen nicht los davon, weil immer offizielle Kunst auch hier von einem erheblichen Begriff ausgeht. Wir vermuten in sich einer Etabelle des Glaubens, wo alles auf Kampfbereitschaft und Verteidigung angelegt ist, sinkere Anzuchtlosigkeit in harter gotischer Erbe. Wälen und ungeliebte Dünge auf einen einzigen Zweck, wie die sich bemüht aufstrebenden Fialen, Wimperge und Kapitelle uns suggerieren. Nichts von alledem in Fulda — keine engagierten Strahlen, keine schmalgegliederten Häuser, die an die Kirchen ängstlich herantreiben, keine Kreuzgänge, wo jumeit die Baukunst der Gotik ihre Erstlingsgabe in Maßwerk und Ornamentkunst tummelten. — Nichts von alledem — und das befremdet zunächst. — Jede Stadt hat ihre Mähtzeit gehabt, wo der Opferstern der Bürger ihre den Ausdrück der Zeit gegeben hat. Sollte dies in Fulda das 17. und 18. Jahrhundert gewesen sein? Wohin das Auge freist, prangt alles in den Formen des Barock und Rokoko; am äppigsten am Dom, abfliegend an den Säulen der städtischen Behörden, die alle ehedem Kirchenbesten waren; gebrochene Dächer und Schyngangen, Wäsen und Mäscheln an den Bürgerhäusern, und selbst an den erbärmlichsten Hofadhabaltern wollen sich noch die Festschmuck und Festschmuckungen kramen und schlängeln; und wenn es die Um-

rahmungen der Hausnummern und Firmenschilder sind: ganz gerade geht es nirgends ab; auf jeder Tür noch eine armelige, misshandelte Wank. Derwunderst fragt man sich: was heißt das alles? Was will dieses Fremde, Udentische, Welche hier an der ältesten Kultstätte, wo Wärfred Bonifacius, der erste Apostel der Deutschen ruht; wo König Konrad I. beerdigt ist, wo Otto I. den ersten Dom gemeint hat und alle Bezirgen der Umgebung die schärfsten Aelte des Fulder Klosters zu Stützern haben und noch heute in ihren romanischen Grundmauern stehen? Wir erfahren es bald: das ist kein Thema für den Kunstschaffler, sondern für den kirchlichen und den kirchlichen. Der Kunstfreund darf wohl mit dem Gegenwärtigen zufrieden sein, denn inopanter und großartiger dürfte das Vergangene selbst in seiner Weise nicht gewirkt haben, und nicht dem wandelbaren Geschmack der Zeiten sind die Formen alter kirchlicher Kultur gewichen, sondern der neuen Tenbeiz gewalttätiger Propaganda: Siegesanale der jehusitischen Geureformation sind alle die prachtvollsten Bauwerke, die dem heutigen Fulda für alle Zeit das Antlitz geprägt haben. Und das kam so. Dicitur moniti! In den Stürmen des Bauernaufstandes, den der Fürst Graf Johann III. von Henneberg nur mit Hilfe des Landgrafen Philipp von Hessen, des stets kriegsbereiten Vorkämpfers der lutherischen Reformation niederwerfen konnte, hatte diese im südtlichen Kirchenstaat Eingang genommen. Wie längst als notwendig empfunden, hatte man sich 45 Jahre lang bereits an die neuen Zustände gewöhnt; die Gemeinden und ihre Wärrer, das Dorfhaufel und die fürstliche selbst befinden in ihnen etwas Selbstverständliches, einen Ausbau des Evangelium deutlich von den Karzeln herüber, die in die romanischen und gotischen Kirchen eingebaut waren. Fulda war für Rom verloren! Fulda, nicht nur die älteste Pfalzstätte kirchlicher Zucht im mittleren Deutschland und Erzbischoflich christlich-religiöser Kultur, sondern vor allem Hauptstapel römischer Politik in

Deutschland! Seit 958 führten die Aelte das Primat in Germanien und Gallien, seit den Zeiten Ottos I. vermalten sie das Erzbischofamt der deutschen Kaiserkrone; im 12. Jahrhundert erlangten sie das Vorkrecht auf den Ehrenplatz zu des Kaisers Krone, ein blutig gewaschenes Recht, das durch Gefahrung des Reichsbanners gegen Ändere und innere Feinde noch erhöht wurde. Unter Rudolf von Habsburg wurden die Aelte reichsunmittelbare Fürsten und kamen zu Eig und Stimme im Reichstage; sie gewannen das Lehnrecht über viele mächtige Grafen und Herren im ganzen ehemaligen Buchenland; auch das Recht, eine Mitz zu stellen, hatten sie, sodah sie einen gewaltigen Überbau ins Feld hielten konnten. All diese Herrlichkeit schien für die streitbare Kirche dahin durch den Religionsfrieden. Aber es sollte mit einem Schlag anders werden. Im Jahre 1570 hatte das Domkapitel, in dem die angehöfsten Familien des Landes vertreten waren, aus seiner Mitte einen neuen Alt zu wählen. Was das für Gründe waren, daß die Stimmen sich auf Herrn Walthafar v. Dornbach vereinigten, wissen wir nicht; festkam geht uns, daß er ein erst zweenundzwanzigjähriger Jüngling war, dessen wahren Charakter doch keiner im ganzen Kapitel genau getannt zu haben scheint. Ist es ein Zeichen begründeten Mißtrauens gewesen oder nur eine für alle Fälle empfohlene Vorsicht — genug der Fragen: es leuchtete die allgemeine Sachlage genaug, daß man ihn einen Hebers unterzeichnen ließ, daß er die bestehende protestantische Ordnung im Fürstentum nicht anfechten und sich jeder gegenreformatorischen Bestrebungen enthalten wolle, welche demselben mit Hilfe der neu bezüglichen Gesellschaft Zeit im ganzen Eadem ins Werk gesetzt wurden. Doch was half das alles; man hatte Kand und Kirche einem jehusitischen Geisthohn ausgeliefert, der nun mit rücksichtsloser Energie zu reformieren begann. Man versuchte schließlich, dem jungen Nachhaber zu wehren, beschloß und setzte durch, daß er die Abbanungsurskunde unterzeichnen mußte; aber wenn auch die Person beiseitig war, das Schism blieb, und nach einem Vierteljahrhundert des Exils trug Walthafar v. Dornbach